

Literaturwissenschaftliche Japanforschung – Kein Ort. Nirgends?¹

Irmela Hijiya-Kirschner (Berlin)

Abstract

Although the study of literature stood at the beginning of area studies and has also inspired cultural studies at their inception, nowadays, literary studies have lost much of their traditional relevance. What are the reasons for this loss of vigor and how can we react to this development in the 21st century? To answer these questions, we must first consider the status of Japanese literary and philological studies abroad in their interdependency with literary studies in Japan (*kokubungaku*), as well as with literary studies in other countries, e.g. German literature in Germany, French literature in France, and comparative literary studies in general. What is the specific locus and target audience of the study of Japanese literature in the academe and beyond? This paper identifies a number of possible, partly overlapping, disciplinary-scholarly and general reading communities and discusses their different potentials. In an increasingly Anglophone world, will Japanese studies in Germany or France and elsewhere lose their cultural and lingual specificity and merge into globalized English-speaking Japanese studies? Working in the field of Japanese literary studies, we should ponder these questions as they affect our self-image as mediators between cultures.

Auch wenn die Literaturwissenschaften bekanntlich die Area Studies oder auch die sogenannten Kulturwissenschaften wesentlich inspiriert haben – man denke nur an die seinerzeit von dem Anglisten Edward Said angefachte Orientalismus-Debatte, die die Entfaltung der Postcolonial Studies befördert hat – führen sie eher ein Schattendasein, so auch zunehmend innerhalb der Japanologie. Was steckt dahinter? Beginnen möchte ich mit Erörterungen zur Situation der „philologischen“ Japanologie in ihren diversen Bezugswelten. Die Frage steht im Raum: An wen richtet sich eigentlich diese Forschung? Gibt es überhaupt eine entsprechende *scientific community*, und wo wäre sie zu verorten?

¹ Der vorliegende Text wurde beim Deutschsprachigen Japanologentag in Zürich im August 2012 in der Sektion Literatur vorgetragen sowie, mit wenigen Änderungen und unter dem Titel „Literatur- und kulturwissenschaftliche Japanforschung: Eine Standortbestimmung“, als Impulsreferat beim Workshop „Die Performanztheorie in der japanologischen Kulturwissenschaft: Themen und Ansätze“ in Heidelberg im Februar 2013, der den Auftakt für das erste Treffen des Forums für literaturwissenschaftliche Japanforschung bildete, zur Diskussion gestellt.

In welchem Verhältnis steht die deutsche literaturwissenschaftliche Japanforschung beispielsweise zur „Mutterdisziplin“ der japanischen Kokubungaku, der „Nationalliteratur“? Und wäre umgekehrt die Germanistik oder die Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft eine mögliche Bezugsgröße? Wie wird sie in der deutschen Öffentlichkeit wahrgenommen, wenn überhaupt? Und geht die Japanologie womöglich in einer globalisierten anglophonen Japanwissenschaft auf? Dies sind einige der Fragen, die im zweiten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts womöglich anders diskutiert und beantwortet werden als noch um die Jahrtausendwende.

Gehen wir die Frage nach der Standortbestimmung der Japanologie – hier immer im Sinne von philologischer Ausrichtung zu verstehen – pragmatisch an, so könnten wir sie an der Bibliotheksaufstellung festmachen. Traditionellerweise waren die sogenannten „Kleinen Fächer“ mit eigenen Seminarbibliotheken versehen, die mittlerweile, wie etwa an der FU Berlin, in größere Einheiten überführt, aber nicht aufgelöst wurden, so dass die Literatur zu Sprache und Kultur Japans nicht etwa in der Philologischen Bibliothek, sondern zusammen mit der Literatur zur Wirtschaftsgeschichte oder Finanzpolitik des Landes eine vorübergehende Unterkunft bei den Erziehungswissenschaften gefunden hat, von wo sie demnächst in die bibliothekarische Einheit aller „Kleinen Fächer“ eingehen soll. Die Aufstellung wird auch innerhalb Deutschlands z.T. anders gelöst, und sie hat mehr als symbolische Bedeutung, denn sie zeigt, wie auch die Zugehörigkeit zu Fakultäten oder Fachbereichen, wo die wichtigsten Bezugsebenen gesehen werden. An der FU gehört die Japanologie nicht dem Fachbereich Philosophie und Geisteswissenschaften, sondern dem Fachbereich Geschichts- und Kulturwissenschaften an, was sicherlich auch mit ihrem entsprechend breiteren Zuschnitt zu tun hat. Sie ist damit als eine Regionalwissenschaft ausgewiesen. Doch zugleich könnte man aus dieser Affiliation auch Botschaften bezüglich der inhaltlich-disziplinären Positionierung herauslesen, selbst wenn die Fachbereichsstruktur mit Sicherheit viele Kontingenzen und Arbitraritäten aufweist. Oder, um zur Bibliotheksfrage zurückzukehren: An der Yale-Universität wird japanische Literatur im Bereich Weltliteratur aufgestellt, in Harvard oder Columbia in den East Asian Studies.

Formulieren wir die Frage einmal etwas anders. Welche Bezüge sind für die Japanologie denn die wichtigsten? An wen richtet sie sich eigentlich? Für wen schreibe ich Bücher, Aufsätze oder Rezensionen? Gibt es überhaupt so etwas wie eine japanologische *scientific community*? Man könnte zunächst eine Landschaft von sich teilweise überschneidenden, z.T. aber auch unabhängig existierenden Kontexten zeichnen.² Da ist zum einen die deutschsprachige Japanologie, innerhalb derer die sprach- und literaturwissenschaftliche Ausrichtung jedoch nur ein relativ kleines Segment bildet. Erfahrungsgemäß – und dies ist eine Beobachtung, die auch von amerikanischen Kollegen

² Die folgenden Überlegungen zu den verschiedenen Kommunikationsgemeinschaften sind inzwischen auch nachzulesen in „Deutsch in der Wissenschaft – das Beispiel Japanologie“ (HIJYA-KIRSCHNEREIT 2012), hier 196 f.

bestätigt wird – nehmen die Literaturwissenschaftler unter ihnen eher die Arbeiten der historisch und soziologisch arbeitenden Forscher zur Kenntnis als umgekehrt. Auch wenn also beispielsweise eine gattungstheoretische Studie sich mit Fragen zu Performanz und Medialität, zu Gender und Identitätsdiskursen auseinandersetzt, sichert ihr dies keinesfalls das Interesse der soziologisch, politologisch, religionswissenschaftlich oder kultur-anthropologisch-ethnologisch orientierten Japanologen. Sind die Literaturwissenschaftler mit ihren Themen, Gegenständen und Methoden also per se irrelevant für die anderen Disziplinen? Diese Position erscheint eher absurd, auch wenn sie mir sehr vertraut ist, erinnere ich mich doch gut daran, wie meine Studentinnen und Studenten mir berichteten, nachdem ich mich ein Semester lang von einer soziologisch orientierten Japanologin vertreten ließ, dass diese ihnen gegenüber die Überzeugung vertrat, Literatur sei nur etwas fürs Nachtkästchen. Wer beschäftigt sich schon mit Einschlaflektüre? Die Verachtung für die Literatur und Philologie, die aus dieser Einstellung spricht, ist natürlich keine Basis für einen fachinternen Dialog. Die philologische Gemeinde innerhalb der deutschsprachigen Japanologie ist nun wiederum so klein und disparat ausgerichtet, dass auch hier nicht viele Funken sprühen. Zwar ist diese Kolonie der Einsiedlerkrebse hier und da in Bewegung geraten, oft aber eher auf Wanderschaft gegangen.

Zwischen allen Stühlen – die philologisch ausgerichtete Japanologie mag oftmals eher das Dasein einer grauen Maus führen, denn sie unterscheidet sich von anderen disziplinären Ansätzen darin, dass mehr Text- und Quellenarbeit erforderlich ist, und das ist angesichts der großen Mühe, die das bereitet, nicht sonderlich attraktiv. Der amerikanische Indologe Sheldon Pollock beschrieb kürzlich die Philologie als arbeitsintensiv, vorindustriell, als Handwerk im Kontrast zu den Fordistischen Methoden und der Massenvermarktung der meisten Fächer.³ Da sucht auch manch ein Philologe unter den Japanologen Abhilfe. Aufschlussreich sind hier die Überlegungen eines amerikanischen Japanologen-Kollegen, der beobachtet, dass eine Strategie in der Flucht in Theorien besteht, mit denen eine verdünnte Textbasis kaschiert wird. Doch wenn wir, so Alan Tansman, auf das „Archiv“, die Quellen, verzichten, sie ausdünnen zugunsten einer Verdichtung der Theorie, dann riskieren wir wieder, in die Fehler des Orientalismus zu verfallen: westliche Standards anzuwenden, ohne das Einheimische zu verstehen. Wir geben die mächtigste Quelle unserer Profession auf.⁴ Dabei registriert Tansman eine weiter existierende Spannung innerhalb der Japanologie zwischen dem philologischen Ansatz und den „harten“ Sozialwissenschaften. Im Zuge der Globalisierung und der Neubewertung der Area Studies hätten diese sich den *rational choice*-Theoretikern untergeordnet. Auch wenn ständig von Diversität und Differenz die Rede ist, gehe man von der Annahme aus, dass alle Kulturen mit einigen global gültigen Formeln verstehbar sind:

³ Vgl. POLLOCK 2009: 931–961.

⁴ TANSMAN 2004: 200 f.

„Despite the centrality of the humanities, and of language study, to Japan Area Studies, then, the social sciences continue to define the terms of debate.“⁵ Dieses Zugriffs der Soziologie gilt es, sich zu erwehren – keine leichte Aufgabe, zumal hier die Philologen, wie gesagt, letztlich nur als Dienstleister und Stofflieferanten betrachtet werden. Zumindest in den Cultural Studies aber konvergieren die Interessen von Sozial- und Literaturwissenschaftlern in der Arbeit mit Quellen, auch und gerade literarischen. Es gibt das also – dass dieselben Werke, mit denen sich die Literaturwissenschaftler befassten, auch für Historiker, Soziologen und Kulturanthropologen, für Philosophen und für Kunstwissenschaftler interessant werden. Und wir brauchen dabei nicht etwa nur an das *Genji monogatari* zu denken, das, ebenso wie eines seiner Pendants in der modernen Literatur, Tanizakis Roman *Sasameyuki*, durchaus als wichtiger Quellentext für soziologisch orientierte Gender-Forschung wie für Historiker gilt, die sich mit Raumgeographie und mit schichtenspezifischer Ökonomie befassen. Letztlich geben alle literarischen Texte kostbares historisch-lebensweltliches Wissen preis, bei dem es nur darauf ankommt, dass und wie man es richtig erschließt, nämlich mit den selbstreflexiven Methoden der Literaturwissenschaft. Bereits Benedict Anderson hat ja bekanntlich die Relevanz der Literatur als „master in a house of cultural discourse“ hervorgehoben.⁶

In der aktuellen deutschen Japanforschung gibt es mittlerweile bekanntlich die Tendenz zur Zusammenarbeit in größeren Forschungsverbänden wie auch innerhalb der Japanologie oder der Ostasienwissenschaften, was sich, wie wir alle wissen, mit der von der Forschungspolitik u.a. in den Exzellenzinitiativen geforderten interdisziplinären Vernetzung erklären lässt. Hier hat also auch die Literaturwissenschaft ihren Raum – ob sie gleichberechtigte Diskussionspartnerin ist oder doch nur feigenblattartiger Vorwand, um die Breite des disziplinären Spektrums zu belegen, müsste für den Einzelfall diskutiert werden. Doch wenden wir uns weiteren möglichen Diskursgemeinschaften zu.

Ein natürlicher weiterer Bezugsrahmen – im doppelten Sinne des Wortes – tut sich in Form der internationalen literaturbezogenen Japanforschung auf, was konkret zumeist mit anglophoner Forschung gleichgesetzt wird. Englisch ist zweifelsohne auch für die deutschsprachige Japanologie das wichtigste Kommunikationsmedium, mit all den positiven und problematischen Folgen, die auch im Falle anderer geisteswissenschaftlicher Fächer greifen. Welch wunderbare Erfahrung, im anglophonen Raum endlich auf Gleichgesinnte zu stoßen, wahrgenommen zu werden und möglicherweise sogar in einen produktiven wissenschaftlichen Austausch zu treten. Voraussetzung dazu ist bekanntlich eine differenzierte Beherrschung der entsprechenden Wissenschaftssprache mitsamt ihrer Wurzeln im Alltagssprechen und eine Anpassung an den akademischen Stil und die Denkformen, die mit dieser Sprache verbunden sind. Auf Englisch in angesehenen

⁵ TANSMAN 2004: 202.

⁶ TANSMAN 2004: 204.

Zeitschriften zu publizieren und zu Hauptvorträgen auf internationalen Konferenzen eingeladen zu werden, verlangt die gründliche Vertrautheit mit und Anpassung an, ja, den hegemonialen Diskurs der anglophonen Forschung, nicht zuletzt im Hinblick auf die Fragestellungen und Methoden. Es bedeutet, mit anderen Worten, eine Selbstübersetzung in mehrfacher Hinsicht, ein anspruchsvolles Unterfangen, bei dem die Gewinn- und Verlustrechnung nicht immer glatt aufgeht. Was ich in einem deutschsprachigen japanologischen Kontext entwickelt habe, lässt sich womöglich nur sehr bedingt und mit weit weniger Überzeugungskraft in diesen anderen Diskurs einspeisen, da unweigerlich der Verständnishorizont selbst und die in diesem Fall sprachenspezifische Fachtradition mit zu übersetzen wären. Ganz zu schweigen von den Nuancen und Schattierungen, den Bedeutungshöfen und den Anspielungswiesen, die ich beim Sprechen und Schreiben in einer Zweitsprache nicht gänzlich zur Entfaltung bringen kann und die doch gerade in der philologischen Argumentation, in hermeneutischen Prozessen, unabdingbar sind.⁷

Natürlich sind dies alles keine Einwände gegen eine Internationalisierung, im Gegenteil, lediglich leicht skeptische Einwürfe in Richtung der Fachkolleginnen und -kollegen besonders aus der jüngeren Generation, die sich mit Haut und Haar von der einheimischen Fachtradition und dem Deutschen als Wissenschaftssprache zu verabschieden anschicken, offenbar weitgehend ohne die Voraussetzungen aufzuweisen, um im US-amerikanischen Kontext – denn dies ist das wahre, wenngleich vag umrissene Wunschziel – wirklich ernstgenommen zu werden und bestehen zu können. Doch hier spreche ich wiederum eher von den im breiteren Sinne sozialwissenschaftlichen Fachkollegen und Nachwuchswissenschaftlern, für die die hiesige Wissenschafts- und Diskurstradition wie auch die Frage nach dem sprachlichen Differenzierungsvermögen in den eigenen Darstellungen von offensichtlich geringerer Bedeutung ist. Vermutlich hat dies auch in einem fundamentalen Sinn mit der Überwältigung der Humanwissenschaften durch die Soziologie zu tun. Zuweilen aber spricht aus dem Vertrauen darauf, sich ohne weiteres in den internationalen bzw. anglophonen Raum begeben zu können, auch einfach nur Selbstüberschätzung.

Nun sollte man zu Recht vermuten, dass doch eigentlich das Japanische und allenfalls in zweiter Linie erst das Englische die Lingua franca der Japanologen sein müsste. So, wie vermutlich für die Germanisten in aller Welt das Deutsche die Hauptkommunikationssprache abgeben dürfte. Woran liegt es denn, wenn das Japanische hier deutlich hinter das Englische zurückfällt? Immerhin wäre die japanische Philologie, die Kokubungaku, ja gewissermaßen die „Mutterdisziplin“, auf die sich alle im Ausland arbeitenden Wissenschaftler beziehen müssten. Das tun sie natürlich auch, doch hier ist nun ein kurzer,

⁷ Aus der Perspektive diverser Disziplinen näher beleuchtet wird diese Thematik im Abschnitt „Die Sprachenfrage in den Wissenschaften: Nationalsprache versus Lingua franca – Beiträge zu einer Podiumsdiskussion“ in NECK *et al.* 2013. Mein Beitrag zur Diskussion trägt den Titel: „Die Sprachenfrage in den ‚Kleinen Fächern‘ – Das Fallbeispiel Japanologie“ (HIJYA-KIRSCHNER 2013).

möglicherweise überflüssiger Exkurs zum Selbstverständnis der japanischen Philologie fällig. Die Kokubungaku, wörtlich: Nationalliteratur, zugleich auch in der Bedeutung „das Studium, die Wissenschaft von der Nationalliteratur“, die sich als Fach im ausgehenden 19. Jahrhundert an den neugegründeten Universitäten formierte, ist, vereinfacht gesagt, aus einer Amalgamierung der traditionellen Philologie der sogenannten Kokugaku, der Nationalwissenschaft, und europäischen Einflüssen entstanden. Sie spiegelt eine Art Innenperspektive wider, denn Kokubungaku kann per definitionem nur von Japanern betrieben werden. Ausländer hingegen widmen sich denselben Gegenständen unter der Rubrik „Nihon bungaku“ – „Japanische Literatur“. Es wird also bereits in die Fachbezeichnung eine letztlich ethnisch begründete (!) Distanzierung eingebaut, die sich immer noch einigermaßen hartnäckig behauptet, wenngleich einige japanische Universitäten inzwischen so fortschrittlich waren, das Fach mit dem Namen „Nationalliteratur“ in „Japanische Literatur“ umzutaufen. Die japanische Wahrnehmung, die die Auslandsjapanologie damit ausgrenzt und marginalisiert und die Neugier auf deren Ergebnisse zügelt, ist sicher ein wichtiger Grund dafür, dass sich eine wirkliche Diskursgemeinschaft zwischen den japanischen und den in Übersee arbeitenden Forschern auch bisher kaum entwickelt hat. Selten werden deren Arbeiten überhaupt wahrgenommen, rezensiert oder auf sie in einschlägigen Studien Bezug genommen, noch seltener ausländische Wissenschaftler auf japanische Lehrstühle berufen.

Natürlich trägt auch die nichtjapanische Seite zu diesem Zustand bei, denn nur ein kleiner Teil präsentiert und publiziert seine Ergebnisse konsequent auch auf Japanisch. Doch dazu ist natürlich erst einmal Zugang zu den entsprechenden Foren, den allgemeinen und den Fachzeitschriften, Voraussetzung, und hier fragt es sich dann leicht wieder, bei wem der Schwarze Peter liegt. Natürlich sitzt das Problem auf beiden Seiten, und gewiss liegt es auch in der Natur der Sache, denn die Differenz in den akademischen Stilen und Diskursformen ist, von hier aus gesehen, noch größer als zum anglophonen bzw. US-amerikanischen Modell. In diesem Sinne kommt sich eine deutsche Japanologin, die sich halbwegs erfolgreich in diesen beiden wissenschaftlichen Arenen zu behaupten versucht, immer ein wenig wie ein Chamäleon vor. Nur dass das Chamäleon seine Farbe mühelos wechselt, während die Japanologin die Färbungen ihrer akademischen Sozialisation und ihres kulturellen Vorwissens jeweils sehr bewusst und mit einigem Aufwand auf die anderen diskursiven Konstellationen einstellen muss. Das alles klingt vielleicht ein wenig übertrieben, womöglich riecht es sogar nach Selbstmitleid. Sie könnten leicht höhnisch fragen, weshalb ich mich denn überhaupt mit meiner Forschung auf Fremdes eingelassen habe, wenn ich nun darüber lamentiere. Und schließlich müsste ich doch mit den anglophonen und vor allem den japanischen Argumentationsstrukturen und Darstellungsformen gründlich vertraut sein, wenn ich mich täglich mit ihnen beschäftige. Das stimmt.

Es ist aber auch eine Tatsache, dass man zwar alles in jeder Sprache sagen kann, dass es aber Dinge gibt, die man in *einer* ausgewachsenen modernen Sprache *besser* ausdrücken kann als in einer anderen ebenso ausgewachsenen modernen Sprache. Dieses Argument ist erst kürzlich im japanologischen Kontext noch einmal stark gemacht worden im Zusammenhang mit der Debatte darüber, was es bedeutet, dass die international sichtbarste Fachzeitschrift der deutschen Japanwissenschaften ankündigte, künftig auf Englisch als Hauptsprache umzustellen. Es war bezeichnenderweise ein japanischer Wissenschaftler, der Sozialphilosoph Mishima Ken'ichi, der sich mit diesem Argument auf der Mailingliste der Japanologen *J-Studien* zu Wort meldete und der noch auf einen weiteren wesentlichen Aspekt aufmerksam machte, die Bedeutung des nationalen Themenkontextes bzw. der Wissenschaftskultur.

Auch die Japanologen stehen, ob sie es sich denn bewusstmachen oder nicht, in der Tradition der hiesigen Philologie. Schließlich prägt sie nicht nur ihre eigene Fachgeschichte, sondern auch, wie es der zitierte Mishima Ken'ichi in seiner Intervention formuliert,

die historische Hintergrunderfahrung der Geisteswissenschaften überhaupt, die das Produkt des seinerzeit in Deutschland ausgeprägten historischen Bewusstseins sind. [Diese] impliziert spezifische Fragestellungen, Perspektiven und Gepflogenheiten, manchmal auch nicht hinterfragte Voraussetzungen, aus denen bzw. in deren Horizont einzelne Wissenschaftler arbeiten, also etwas, was die anderen nationalen Traditionen nicht unbedingt verfügbar halten. Das kann manchmal negative Wirkungen haben. Denken wir an die Horizontverengung, die die Germanistik als nationale Wissenschaft einmal an ihren Texten, auch an der Auswahl ihrer kanonisierten Texte, begangen hat. Das kann aber für die internationale Wissenschaft bereichernd sein. Diese Vor- und Nachteile haben zwar rein theoretisch mit der Sprache kaum zu tun. De facto haben sie aber in der Fachsprache, auch in der Art und Weise des Argumentierens, sogar im Stile von Fußnoten und Anmerkungen, praktisch in dem, was Wolf Lepenies *Wissenschaftskultur* nennt, Niederschlag gefunden. Das ist doch ein wichtiger Grund, warum eine Spracheinheitlichkeit einen enormen Verlust bedeutet. Ich finde, bei der Diskussion über die Publikationssprache sollte man das Thema Wissenschaftskultur auch in die Debatte einführen.⁸

Soweit die etwas ausführlicher wiedergegebene Wortmeldung des japanischen Kollegen, der übrigens auch noch darauf hinweist, dass die Wissenschaftskultur sich durchaus auch wandelt. Doch dieser Wandel finde eben auch in einem oft nationalen Kontext statt. Mehr noch, er konzediert: „Auch d[...]er Umstand, dass ich einen bestimmten Sachverhalt besser auf Deutsch ausdrücken kann als in meiner Muttersprache oder umgekehrt, kann sich im Laufe der Zeit ändern, da sich jede Sprache, vor allem die Wissenschaftssprache, durch den

⁸ Mishima Ken'ichi auf der Mailingliste *J-Studien* am 14.09.2009.

täglichen Beitrag, den jeder Sprecher zum Leben der betreffenden Sprache leistet, auch durch täglichen Wissenstransfer aus anderen Nationalkulturen und aus anderen Kontinenten manchmal erstaunlich schnell ändert.“⁹ Das Fazit aus diesen Überlegungen läuft denn auch auf den Rat hinaus, mit drei Sprachen zu arbeiten, wobei jede eine relativ zufällige Priorität setzt. Und jede Priorität hat auch einen rationalen Kern.

Umgemünzt auf unsere Ausgangsfrage, wer denn die Gesprächspartner und Adressaten der Japanologen seien und ob es eine entsprechende Wissenschaftlergemeinschaft gebe, können wir also festhalten: Die philologisch ausgerichtete Japanologie bewegt sich in mindestens drei Kommunikationsrahmen – der deutschsprachigen Japanologie, der internationalen bzw. vorrangig anglophonen Japanologie sowie der japanischen Literaturwissenschaft. Dass es sich bei letzterer auch um eine zumindest partiell andere Wissensordnung handelt, habe ich nur angedeutet und eher von allgemeinen, recht sichtbaren Exklusionsmechanismen gesprochen. Mit dem Hinweis auf die deutsche Wissenschaftskultur wird die Japanologie jedoch auf einen vierten Kommunikationsrahmen ausgerichtet, die hiesigen Philologien. Allzu offensichtlich ist die natürliche Nachbarschaft, und dennoch ergeben sich Gespräche über den Zaun – das sind wohl die unterschiedlichen Sprachen, einzelnen Fachtraditionen und Wissensbestände – nicht eben häufig. Dabei liegt es auf der Hand, dass aus dem Gespräch mit unterschiedlichen Nachbarn auch eine jeweils andere Bereicherung gezogen werden kann. Man muss die Nachbarn nur erreichen, was nicht immer gelingt. *Ein* solcher, auch praktisch sichtbarer Kontext ist für die Japanologie die an der FU Berlin angesiedelte Friedrich Schlegel Graduiertenschule für literaturwissenschaftliche Studien, an der neben Dissertationen aus europäischsprachigen Philologien auch solche aus arabischen und ostasiatischen Literaturen, oftmals mit komparatistischem Einschlag, entstehen. Dass ein solches fachübergreifendes Projekt aus der Taufe gehoben wurde, hat jedoch auch mit neuen wissenschaftsinternen Entwicklungen zu tun, der bereits angedeuteten gewachsenen Sensibilität – u.a. durch die Postcolonial und die Subaltern Studies – für Differenzen in den einzelnen Wissenschaftstraditionen, für Unterschiede in den kulturellen und ästhetischen Konfigurationen und Wissenskulturen, und zwar sowohl in diachroner wie in synchroner Hinsicht. Und hier komme ich nun wieder auf die Überlegungen des bereits zitierten Indologen Sheldon Pollock zurück, der, ausgehend von der Beobachtung der sogenannten Area Studies, die von den angewandten Sozialwissenschaften dominiert werden, konstatiert, dass vielfach eine Selbsttrivialisierung stattgefunden hat: Er diagnostiziert mangelndes Interesse an der Sprache und wachsende Gleichgültigkeit ihr gegenüber, eine flache Gegenwartsbezogenheit der Forschung und eine Antipathie gegenüber der Vergangenheit. Ob wir darin unser Fach Japanologie in der Breite gespiegelt sehen? Pollock bezichtigt übrigens den eingangs erwähnten Said der Kriminalisierung der

⁹ Mishima, ebd.

Orientwissenschaft, die er damit – zumal angesichts der großen Popularität und Durchschlagskraft seiner teilweise etwas grob gezimmerten Thesen – entmutigt habe. Pollock stellt seiner kritischen Sicht auf die sich selbst trivialisierenden Area Studies den Befund gegenüber, dass die Philologie eine zentrale Wissensform darstelle – sie bilde eine durch viele Jahrhunderte hindurch entfaltete globale Wissenspraxis und kritische Selbstreflexion der Sprache, allerdings in pluralen konzeptionellen Ausprägungen, nämlich in den unterschiedlichen Diskursformationen der jeweiligen Kulturen und Epochen, mit denen wir uns jeweils befassen. Es geht, mit anderen Worten, unter dem 1872 im Streit mit Friedrich Nietzsche von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff geprägten Schlagwort „Zukunftsphilologie!“, um die Bedeutung der Philologie im globalen Kontext und um eine Auseinandersetzung mit den Praktiken der Textexegese und Textwissenschaft anderer Epochen und Kulturen, die uns erlaubt, stereotype Betrachtungen der Geschichte, Gesellschaft und Religion aufzubrechen. Wie eine solche Praxis am Beispiel von Einzelprojekten aussehen könnte, lässt sich inzwischen leicht im Internet recherchieren, und so will ich meine skizzenhaften Überlegungen mit einer weiteren Gedankenschleife in Form einiger Thesen beenden. Sie mögen noch allzu apodiktisch und vielleicht auch defensiv klingend im Raum stehen, sollen uns aber an einige praktische Konsequenzen der neuen Entwicklungen, in die wir alle eingebunden sind, erinnern und eine Diskussion in der Japanologie anregen:

1. Wir sollten bei allen interdisziplinären und sonstigen Kooperationen nicht unsere aus unserem Gegenstand selbst erwachsenden Fragestellungen und Fachinteressen aus den Augen verlieren! Der Wunsch – und der auch ökonomisch begründete Anspruch auf sogenannte Relevanz und die größere Sichtbarkeit, die Kooperationen mit anderen, größeren Fächern für uns oft mit sich bringen, werden ja oftmals erkaufte mit Projekten und Programmen, die gewissermaßen „von außen“ kommen. Es gibt aber nach wie vor auch legitime und eben nicht beliebig vernetzbare Forschungs- und Erkenntnisinteressen, die sich beispielsweise aus bestimmten Quellen selbst ergeben, und wie ergiebig die Gegenstände sind, kann man, nach Art des hermeneutischen Zirkels, erst erkennen, wenn man sie erschlossen hat. Auch wenn das heutzutage hoffnungslos idealistisch und altmodisch klingen mag: Wir sollten uns wappnen gegen den Marktdruck und die Fetischisierung scheinbarer Relevanz, nach der nur bestimmte Fragen und Themen gewählt werden, um etwa bei den in Fördergremien meistens ausschlaggebenden Nicht-Philologen noch Gehör zu finden.

2. Wir sollten uns die eigene Fachtradition wieder bewusster machen, um tatsächlich den hektischen Leerlauf des Sich-im-Kreise-Drehens zu vermeiden. Die bevorzugte Orientierung an anglophonen und digitalisierten Texten hat beispielsweise dazu geführt, dass Forschungserträge aus dem deutschsprachigen Kontext nicht einmal mehr von deutschen Japanologen zur Kenntnis genommen und zitiert werden. Wer aber sollte dies tun, wenn nicht wir als allererste? Das gilt schon für gewisse Standardwerke, um die uns

die anglophonen Kollegen zumindest der etablierten Generation noch beneideten, genauso aber auch für Einzelstudien sowie für manch eine fachbezogene Diskussion. Es ist ja nicht so, als hätte es nicht früher schon Diskussionen gegeben, z.B. den Versuch eines Dialogs über die Differenzen mit japanischen philologischen Vorgehensweisen in der Gegenwart, wenngleich aber, wie die Philosophin und Japanologin Birgit Griesecke 1996 in einer metakritischen Analyse zur Situation des Fachs vermerkt, kritische Interventionen, die eine „ideale Ausgangsbasis für eine methodologische Diskussion gewesen“ wären, seinerzeit, d.h. in den 1970er und 80er Jahren, keine Resonanz fanden, sondern schlichtweg verpufften.¹⁰ Es scheint, als wäre erst in den letzten Jahren die Zeit gereift für eine gelassen und sensibel geführte Debatte über Differenzen in Erkenntnisweisen und Wissenschaftstraditionen.

3. Inzwischen trifft die „philologisch-sozialwissenschaftliche Sezession“, die Griesecke übrigens in demselben Beitrag von 1996 für eine gewisse „Methodenmüdigkeit“ in der Japanologie verantwortlich macht, zumindest als hemmender Faktor der Forschung nicht mehr zu, wenn denn überhaupt eine disziplinäre Verortung je eine solche Wirkung gezeitigt haben sollte. Ganz im Gegenteil: Die der Philologie ureigene kritische Selbstreflexion und die im Zuge der „Zukunftsphilologie“ erfolgende Prüfung der universalen Anwendbarkeit bzw. der Übersetzbarkeit von verwendeten Analysebegriffen und Konzepten erweist sich auch und gerade im Dialog mit anderen disziplinären Ausrichtungen als unverzichtbar. Es geht hier gewissermaßen um die Vermittlung nicht nur zwischen Sprachen, Literaturen und Kulturen, sondern auch wissenschaftsintern um „cross-categorical translation“, wie sie Dipesh Chakrabarty und andere beschreiben.¹¹ Wir historisieren die verwendeten Analysebegriffe und Konzepte und lokalisieren sie, indem wir diese Analysehaltung bis auf das eigene Forschungsvokabular selbst ausdehnen; und wir prüfen, wie weit sie beispielsweise mit Schlüsselbegriffen anderer Disziplinen und anderer, etwa ostasiatischer Wissenschaftskulturen „verhandelbar“ bzw. übersetzbar sind.

4. In diesem besonderen Potential der Übersetzung als eigenständiger Analyse-kategorie, wie sie sich aus der Übersetzungswissenschaft und den neueren Translation Studies entwickelt hat, liegt auch ein besonderer Beitrag der philologischen Japanologie zur allgemeinen Methodendiskussion in unserem Fach. Dabei geht es um etwas anderes als eine nur metaphorische Begriffsverwendung, wie sie sich neuerdings geradezu inflationär ausbreitet (und inzwischen tatsächlich auch die Japanologie erfasst hat). Stattdessen geht es um Übersetzung als Vermittlung und Verhandlung, als Sinnverschiebung und Transformation durch Übertragung in neue Kontexte hinein, nicht nur interkulturell, sondern auch interdisziplinär. Es geht dabei nicht einfach um „travelling concepts“ von einer Kultur oder Disziplin in die andere oder in den globalen Raum hinein,

¹⁰ GRIESECKE 1996: 17.

¹¹ Vgl. etwa CHAKRABARTY 2000 sowie BACHMANN-MEDICK/BUDEN 2008.

sondern um ein Konzept, das disparate Diskurse und Problemfelder miteinander verknüpfbar macht. Leider ist hier nicht der Ort und die Zeit, um diese abstrakten Behauptungen zu konkretisieren.¹² Wichtig ist hier nur, die philologische Japanologie in ihrem auch methodologischen Potential wahr- und ernst zu nehmen.

5. Wir sollten in diesem Sinne die neue Initiative, das „Forum für literaturwissenschaftliche Japanforschung“ nutzen. Im Mittelpunkt des Interesses stehen zwar literarische Texte in weitem Sinne, das Forum ist jedoch grundsätzlich offen für Themen aus den Bereichen Sprachwissenschaft, Übersetzungswissenschaft, Philosophie, Religionswissenschaft, Kunst- und Bildwissenschaft, Ideengeschichte, politische Geschichte, Sozialgeschichte, Kultur- und Mentalitätsgeschichte u.a.m.. Literaturwissenschaft wird hierbei als textanalytische Kernkompetenz verstanden, die über den Gegenstand „Literatur“ im engeren Sinne hinaus als Grundlagenmethodik für eine Vielzahl von Wissenschaftsbereichen relevant ist. Ansätze zur Diskussion hat es, wie gesagt, immer wieder gegeben, sie wurden aber in der Regel nicht aufgegriffen. Wenn etwa, um nur ein Beispiel zu nennen, Wolfgang Schamoni in seiner Rezension der Bibliographie zur modernen japanischen Literatur in *Japonica Humboldtiana* 13 den dort zugrunde gelegten Literaturbegriff kritisiert, wobei er sich u.a. auf Stephen Greenblatt beruft, der darunter „the entire field of word-made objects“ versteht, so könnte beispielsweise hier eine lebendige und zweifellos auch sehr wichtige fachinterne Debatte beginnen.¹³

6. Das theoretische Potential unseres philologischen Ansatzes wird sich, so meine These, ebenso im Dialog mit der japanischen Literaturforschung als fruchtbar erweisen, denn auch im Zuge der gegenwärtigen Neuorientierung der japanischen Philologie wird sich längerfristig wohl eine größere Offenheit gegenüber fremdkulturellen Theorierahmen und entautomatisierenden Perspektivenwechseln durchsetzen. Ob dies auf einer Meta-Ebene in eine Entregionalisierung der Literaturforschung mündet oder überhaupt münden soll, bleibe dahingestellt. Ich habe bereits an anderer Stelle das Fallbeispiel der

¹² Vgl. hierzu etwa Doris Bachmann-Medicks Arbeiten, zuletzt BACHMANN-MEDICK 2012.

¹³ SCHAMONI 2009. Hier geht es, wie gesagt, um die – in jedem Fall arbiträren oder jedenfalls gesetzten, aber begründbaren und zu begründenden – Grenzziehungen, die für den vorliegenden Band in Richtung „Gebrauchsliteratur“ gezogen wurden, d.h. solcher Texte, die nicht in erster Linie auf künstlerischen Ausdruck abzielen, auch wenn sie sich ästhetischer Mittel, z.B. der Rhetorik, bedienen mögen, wie es ja beispielsweise die Werbung oder auch Lehr- und sonstige Sachtexte ständig tun. Allemal lehrreich war für die Herausgeber, dass auf explizite Begründungen offenbar nicht verzichtet werden kann, um nicht dem (in der Rezension geäußerten) Verdacht ausgesetzt zu werden, sie hätten Sachtexte wie die in der Zeitschrift *Hon'yaku* vorbildlich vorgestellten und übersetzten ignoriert oder gar die Lyrik dem Müll überantwortet. Doch es geht jenseits des Anlasses ja tatsächlich um Grundsätzliches wie den von uns zugrunde gelegten Literaturbegriff, der in der Tat immer wieder überprüft bzw. explizit gemacht werden sollte. Dass die literaturwissenschaftlich ausgerichtete Japanologie sich hingegen auch mit nicht-künstlerischen Texten befassen kann und soll, darüber besteht grundsätzlich erst einmal kein Zweifel!

„Übersetzung“ zwischen emischen und etischen Begriffen – seit längerem ein Gegenstand intensiver theoretischer Diskussion vor allem in der Anthropologie bzw. Ethnologie – angeführt. Die emische, verstanden als die Beschreibung aus der Sicht des kulturellen Akteurs, hier beispielsweise eine japanische Perspektive, und die etische, die universalistisch angelegte Beschreibung aus der Sicht des Anthropologen, sind jedoch nicht immer eindeutig voneinander abgrenzbar, denn im Hinblick auf die im Kontext einer in Europa begründeten wissenschaftlichen Tradition, aus der die verallgemeinernde Begrifflichkeit entwickelt wurde, ist manches in Wirklichkeit emisch, das als etisch („kulturübergreifend anerkannt“, wie Takenaka und Seifert formulieren)¹⁴ gilt.¹⁵ Nehmen wir das Beispiel des Romans, der von der Allgemeinen und Vergleichenden Literaturwissenschaft entweder als ein genuin europäisches Genre verstanden wurde, so dass man in nichteuropäischen Literaturen erst gar nicht nach Entsprechendem Ausschau hielt, oder aber man maß solche Erscheinungsformen am europäischen Muster, was jeweils dazu führte, dass diese nur als zu unterschiedlichen Graden defektiv zu beschreiben waren, da sie dem zugrundegelegten Maßstab nur teilweise genügen konnten. Andererseits weist jedoch der europäische Roman in sich bereits eine solche große Variationsbreite je nach Epoche und nationalliterarischer Ausprägung vor, dass wir kaum auf eine eindeutige und widerspruchsfreie Definition hoffen können. Was jeweils zugrunde lag, war demnach weniger ein „kulturübergreifend anerkanntes“ Konzept als vielmehr ein in diversen Einzelausprägungen angewandter Begriff. Die moderne narrativ-fiktionale Literatur in Japan beispielsweise maß man zumeist am (französischen) realistischen Roman des 19. Jahrhunderts – und dies nicht nur aus der Perspektive „westlicher“ Wissenschaftler, sondern auch in Japan selbst, wo beispielsweise der einflussreiche Literaturkritiker Nakamura Mitsuo (1911–1988) mit seiner normativ am europäischen psychologischen Roman orientierten Kritik in der Nachkriegszeit den Ton angab.¹⁶ Nichts anderes ist gemeint, wenn von „japanischem Eurozentrismus“ die Rede geht.¹⁷

Im Übrigen aber ergänzen sich angesichts der „bisweilen schier unentwirrbaren Verflochtenheit der Perspektiven und Diskurse“¹⁸ etische und emische Ansätze, was wir auch in anderen Kontexten bestätigt finden.¹⁹

¹⁴ TAKENAKA/SEIFERT 2001: 21.

¹⁵ Der folgende Absatz ist der Einführung in den Themenband „Japan als Fallbeispiel in den Wissenschaften“ entnommen (GÜNTHER *et al.* 2002: 35–36).

¹⁶ Vgl. HIJUYA-KIRSCHNEREIT 2005 [¹1981]: 91–95 [66–68].

¹⁷ Der „japanische Eurozentrismus“ war Thema in meinem Essay „Japanischer Eurozentrismus, europäischer Relativismus und einige Konsequenzen“ von 1983 (vgl. HIJUYA-KIRSCHNEREIT 1988).

¹⁸ GÜNTHER *et al.* 2002: 36. Die Lektüre dieser Einführung lohnt auch im Hinblick darauf, dass sie die hier vorgetragenen Überlegungen, etwa zum Verhältnis zwischen den verschiedenen Diskursgemeinschaften innerhalb der Japanforschung, noch in einen übergeordneten interdisziplinären Kontext einordnet, wobei sich bisweilen weitere „Spiegelungen“ ergeben. Vgl. etwa Patricia Steinhoffs dort zitierte „chronic tension between area specialists’ interests and

7. Bei all den theoretischen Überlegungen zur wissenschaftsinternen Rolle der philologischen Japanologie, ihren Diskussionskontexten und ihren Rezipienten sollten wir eine weitere wichtige Adressatengruppe nicht aus den Augen verlieren: die interessierte deutsche Öffentlichkeit jenseits der engen und manchmal hermetisch wirkenden Mauern des Fachdiskurses. Ihr gegenüber haben wir eine Vermittlungsaufgabe, und zwar über unseren Gegenstand, die – noch nicht ausdefinierte – Literatur, jedenfalls die sprachlichen Quellen, in denen uns die fremde Kultur und Gesellschaft mit ihren spezifischen, auch historisch verorteten Erfahrungen entgegentritt. Ablesbar, nacherlebbar werden diese Erfahrungen in der Literatur. Die Textwissenschaftler unter den Japanologen sind es, die diese Erfahrungsschätze in ihren gedanklichen und ästhetischen Dimensionen heben helfen. Doch sie wünschen sich nicht allein das Gespräch darüber mit den anderen Wissenschaften, sondern sie möchten diese mit der interessierten Öffentlichkeit teilen, dem letztlich vielleicht allerwichtigsten und wünschenswertesten Forum von allen genannten Diskussionskontexten und dem einzigen vielleicht, in dem sie mit den Früchten ihrer Bemühungen – den Übersetzungen, den Wörterbüchern und Bibliographien, den Forschungen – nicht zwischen allen Stühlen sitzen. Und wo hoffentlich etwas von unserer japanologischen Entdeckerfreude und Begeisterung für die japanischen Texte ankommt, die uns ungeachtet der Mühen der Ebene beflügelt.

Literaturverzeichnis

Sekundärliteratur

- BACHMANN-MEDICK, Doris (2012): „Menschenrechte als Übersetzungsproblem“. In: *Geschichte und Gesellschaft* 38.2: 331–359.
- BACHMANN-MEDICK, Doris, Boris BUDEN (2008): „Kulturwissenschaften – Eine Übersetzungsperspektive“. In: *transversal* 9/2008 (*talks on translation*). Verfügbar bei eipcp (European Institute for Progressive Cultural Policies): <http://eipcp.net/transversal/0908/bachmannmedick-buden/de> (zuletzt aufgerufen 29.11.2014).
- CHAKRABARTY, Dipesh (2000): *Provincializing Europe. Postcolonial Thought and Historical Difference*. Princeton: Princeton University Press.
- GRIESECKE, Birgit (1996): „„Japan“ beschreiben – Überlegungen zum heuristischen Nutzen modellhafter und metaphorischer Darstellungsstrategien“. In: *Nachrichten der Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens* 159–160 (1996): 15–40.
- GÜNTHER, Ines, Irmela HIJIYA-KIRSCHNER, Matthias KOCH (2002): „Japan als Fallbeispiel in den Wissenschaften? Eine Einführung“. In: *Japanstudien* 14 (*Japan als Fallbeispiel in den Wissenschaften*): 17–42. Verfügbar bei DIJ (Deutsches Institut für Japanforschung): <http://www.dijtokyo.org/articles/dij-jb14-Einfuehrung.pdf>.

disciplinary concerns that are often grounded in Western assumptions and theoretical priorities“ (GÜNTHER *et al.* 2002: 37).

¹⁹ Vgl. z.B. MORETTI 2009: 328 sowie MOSTOW 2009: 365.

- HUIIYA-KIRSCHNEREIT, Irmela (2005 [¹1981]): *Selbstentblößungsrituale: Zur Theorie und Geschichte der autobiographischen Gattung „Shishōsetsu“ in der modernen japanischen Literatur*. München: Iudicium.
- HUIIYA-KIRSCHNEREIT, Irmela (1988 [1983]): „Japanischer Eurozentrismus, europäischer Relativismus und einige Konsequenzen“. In: Dies.: *Das Ende der Exotik: Zur japanischen Kultur und Gesellschaft der Gegenwart*. Frankfurt/M.: Suhrkamp: 193–211.
- HUIIYA-KIRSCHNEREIT, Irmela (2012): „Deutsch in der Wissenschaft – das Beispiel Japanologie“. In: OBERREUTER, Heinrich, Wilhelm KRULL, Hans Joachim MEYER, Konrad EHLICH (Hg.): *Deutsch in der Wissenschaft. Ein politischer und wissenschaftlicher Diskurs*. München: Olzog: 196–201.
- HUIIYA-KIRSCHNEREIT, Irmela (2013): „Die Sprachenfrage in den ‚Kleinen Fächern‘ – Das Fallbeispiel Japanologie“. In: NECK, Reinhard, Heinrich SCHMIDINGER, Susanne WEIGELIN-SCHWIEDRZIK (Hg.): *Kommunikation – Objekt und Agens von Wissenschaft* (Wissenschaft – Bildung – Politik, Bd. 16). Wien, Köln, Weimar: Böhlau: 172–177.
- MORETTI, Laura (2009): „On the edge of narrative: towards a new view of seventeenth-century popular prose in print“. In: *Japan Forum* 21.3: 325–345.
- MOSTOW, Joshua (2009): „*The Tale of Light Snow*: pastiche, epistolary fiction and narrativity verbal and visual“. In: *Japan Forum* 21.3: 363–387.
- NECK, Reinhard, Heinrich SCHMIDINGER, Susanne WEIGELIN-SCHWIEDRZIK (Hg.) (2013): *Kommunikation – Objekt und Agens von Wissenschaft* (Wissenschaft – Bildung – Politik, Bd. 16). Wien, Köln, Weimar: Böhlau.
- POLLOCK, Sheldon (2009): „Future Philology? The Fate of a Soft Science in a Hard World“. In: CHANDLER, James, Arnold DAVIDSON (Hg.): *The Fate of the Disciplines*. (Themenheft der *Critical Inquiry* 35.4): 931–61.
- SCHAMONI, Wolfgang (2009): Rezension zu: Jürgen Stalph, Christoph Petermann, Matthias Wittig: *Moderne japanische Literatur in deutscher Übersetzung. Eine Bibliographie 1868-2008*. In: *Japonica Humboldtiana* 13: 241–250.
- TAKENAKA, Akira, Wolfgang SEIFERT (2001): „Japan im Vergleich‘: Bericht über die 13. Jahrestagung der Vereinigung für Sozialwissenschaftliche Japanforschung e.V.“. In: *Japanforschung: Mitteilungen der Gesellschaft für Japanforschung e.V.* 1/2001: 21–25.
- TANSMAN, Alan (2004): „Japanese Studies: The Intangible Act of Translation“. In: SZANTON, David (Hg.): *The Politics of Knowledge: Area Studies and the Disciplines*. Berkeley, Los Angeles: University of California Press: 184–216.